

„Lasst euch nicht auseinanderdividieren!“

Predigt von Diözesanbischof Dr. Bertram Meier
am Tag der geschwisterlichen Seelsorge im Rahmen der Ulrichswoche
am 8. Juli 2024 in der Basilika St. Ulrich und Afra, Augsburg

Lesungen: 1 Kor 12, 4–11; Lk 10,1–9

Liebe Mitbrüder im priesterlichen und diakonalen Dienst,
liebe pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,
liebe ehrenamtlich der Pfarreiseelsorge Verbundene,
liebe Schwestern und Brüder im Glauben an den dreieinen Gott,

ich freue mich sehr! Wenige Tage vor dem Abschluss des Ulrichsjubiläums feiern wir noch einmal eine Premiere: der Priester- und Diakonentag, seit Jahrzehnten fester Programmpunkt der jährlichen Ulrichswoche, wird ab heute als „Tag der Seelsorge“ begangen und nimmt *alle* Seelsorgenden in den Blick, Geweihte und Nicht-Geweihte, Hauptberufliche und Ehrenamtliche. Das war in meinen Augen längst überfällig: Deshalb habe ich diesen *Tag der geschwisterlichen Seelsorge* ins Gespräch gebracht und bin damit auf breite positive Resonanz gestoßen. Im Priesterrat z. B. gab es keine einzige Gegenstimme. Was Religionslehrerinnen und Religionslehrer über das diözesane Schulreferat schon lange kennen, einen Tag der Begegnung und des Austausches, der Selbstvergewisserung und der Horizonterweiterung, das soll sich in Zukunft auch für die in der Pastoral Tätigen etablieren, die der Hauptabteilung I zugehörig sind.

„Es gibt verschiedene (Koine: διαίρεσεις) Gnadengaben, aber nur den einen Geist. Es gibt verschiedene Dienste, aber nur den einen Herrn. Es gibt verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott“ (1 Kor 12,4–6a). Diese Worte des Völkerapostels schließen unmittelbar an die von Platon begründete Methode zur Begriffsdefinition (der *Dihairesis*) an. – Bis heute führen die Theologen und die Gläubigen der drei abrahamitischen Religionen

alles auf den einen Ursprung zurück, von dem her Differenz – oder modern gesprochen: Diversität – entsteht. Nach unserer Vorstellung ist die Verschiedenheit also selbstverständlich in der Einheit begründet. Darauf nimmt auch Jesus selbst Bezug, wenn er im Johannesevangelium betet: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,21).

Wir alle aber wissen: Seit 2000 Jahren ist dies mehr Idealvorstellung als gelebte Realität, trotz enormer Anstrengungen von Einzelnen und ganzen Gemeinden. Gerade deshalb sind aber wir alle, persönlich und als Berufsgruppe, als Bistumsangehörige und diözesane Angestellte, als Bischöfe, Priester, Diakone, als Ehepaare und Ordensleute tagtäglich neu herausgefordert, diese Einheit mit Christus zu leben und sie in unserem unmittelbaren Umfeld nach Kräften zu fördern. Denn – auch das wissen wir nur zu gut – an ihr hängt unsere Glaubwürdigkeit als Christinnen und Christen!

So, wie die innere Einstellung eines Menschen in seinen Worten und Handlungen zum Tragen kommt und sichtbar wird, so lässt sich und ließ sich zu allen Zeiten auch die Zugehörigkeit zu Christus für jeden anderen Menschen an dieser Grundhaltung ablesen.

„Lasst euch nicht auseinanderdividieren“ (Vulgata: *Divisiones* gratiarum sunt) – das ist die Kurzformel dieses 12. Kapitels, das bekanntlich in das Hohelied der Liebe, jenes berühmte 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes mündet!

Ist dies auch unser prioritäres Anliegen? Wollen wir einander vorbehaltlos begegnen und einander zu verstehen suchen? Sind wir im Ernstfall sensibel dafür, wenn Respekt und Empathie verloren zu gehen drohen, und steuern bewusst dagegen (agere contra)?

Ignatius von Loyola, ein Meister der zwischenmenschlichen Kommunikation, empfiehlt seinen Mitbrüdern und allen, die *Geistliche Übungen* geben, in Situationen, in denen der Ton gereizt und es insgesamt brenzlich wird, innezuhalten, noch genauer hinzuhören und – welcher Ausdruck von Selbstdisziplin! – zu versuchen, „die Meinung des anderen zu retten“, indem man sich in ihn hineinversetzt und die Beweggründe von seiner Warte aus

erwägt. Es geht Ignatius gar nicht in erster Linie darum, wer jetzt Recht hat – denn wir haben alle nur einen begrenzten Einblick in die Wirklichkeit –, sondern darum, dass wir jedem Menschen mit der Ehrfurcht begegnen, die er als das Ebenbild Gottes verdient – voraussetzungslos!

Wenn Paulus im Korintherbrief nur einige Geistesgaben exemplarisch aufzählt, dann heißt das also nicht, dass es andere Gaben nicht gibt oder dass sie weniger gut sind – er ist ja kein Naturwissenschaftler, der Zusammenhänge so differenziert wie nur möglich, ja bis in den Nano-Bereich hinein, darstellen muss, um seine Theorie wissenschaftsfähig zu machen. Paulus geht von Alltagserfahrungen aus – und er setzt auf den guten Willen seines Gegenübers.

Erst angesichts des Aufkommens zu vieler widerstreitender Meinungen – Häresie stammt ja aus derselben Wortfamilie wie διαίρεσις – hat man sich in der frühen Kirche von dieser Großzügigkeit entfernt und auf Gesetze, Definitionen und Dogmen gesetzt – wohl wissend, dass auch sie umso mehr der Auslegung bedürfen, je mehr die Zeit voranschreitet.

Man mag diese Entwicklung bedauern oder auf sie stolz sein – beides ist jedoch im Blick auf das Evangelium völlig irrelevant, solange jemand bei der Theorie, beim bloßen Urteilen stehen bleibt und nicht ins Tun kommt!

„Danach suchte der Herr zweiundsiebzig andere aus“, heißt es bei Lukas (Lk 10,1). Wesentlich ist dabei die Tatsache: Jesus Christus selbst ist der aktive Teil. ER wählt, ER beruft!

Und sein Auftrag ist unmissverständlich: Bittet den Herrn um Arbeiter; geht, nehmt nichts mit; wünscht den Frieden und bleibt; esst, was man euch vorsetzt und heilt die Kranken – ich wage die Behauptung, wenn wir sonst nicht viel mehr an Überlieferung von der Frohen Botschaft hätten, dieses staccato-artige Programm würde genügen, um daraus eine christliche Seelsorge, eine an den Bedürfnissen der Menschen orientierte kirchliche Pastoral zu entwickeln!

Wir leben in einer Zeit, in der vieles Überkommene entweder nicht mehr verstanden oder extrem in Frage gestellt wird. Nicht von ungefähr trifft dies die Kirche unter allen Gemeinschaften am stärksten. Wir erleben es als sehr

schmerzhaft, dass Menschen uns den Rücken zukehren, uns nicht mehr vertrauen oder uns gar zu bekämpfen suchen.

Als über die Jahrhunderte ausdifferenzierter kirchlicher Organismus kommen wir nicht umhin, auf solche einschneidenden Veränderungen zu reagieren. Wir können dabei von jenen christlichen Gemeinden lernen, die erfahren sind mit dem Wirken in der Diaspora, oder um es biblisch zu sagen: die Sauerteig- und Salzerfahrung haben. Deshalb freue ich mich ganz besonders auf Ihren Vortrag heute Nachmittag, liebe Schwester Anna Mirijam Kaschner, in dem Sie uns berichten, wie „katholisch Sein bei den Elchen“ aussieht!

Gleichzeitig birgt die augenblickliche gesellschaftliche Atmosphäre für uns die Chance, *Ad fontes* – zurück zum Ursprung zu gehen. Wir wollen uns, wie es heute heißt, *ehrlich machen*, wollen gemeinsam sichten, was an kirchlichen Ausdrucksformen unaufgebbar und notwendig ist oder ob sich etwas überlebt hat. Es geht darum, Glaube, Hoffnung und Liebe, den drei zentralen Tugenden, in unseren christlichen Lebensvollzügen wieder den Raum zu geben, der ihnen gebührt.

Wer die Wahrheit im Munde führt, muss damit rechnen, dass seine Authentizität, die Übereinstimmung von Wort und Tat, beurteilt wird – und das ist gut so. Denn es verhilft zur Selbsterkenntnis und macht uns deutlich, dass unser *aller* Tun – ausnahmslos! – Dienstcharakter hat, wie Paulus betont: „Es gibt verschiedene Dienste, aber nur den einen Herrn“ (1 Kor 12,5). Amen.